



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 32.

(2. Beilage.)

Samstag, den 7. Februar.

1903

Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Derecki.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Thekla sah aus dem Wagenfenster auf die alte Pregelstadt, die jedem Fremden zuerst so häßlich vorkommt mit ihren engen, verbauten Straßen, und auf die doch der Ostpreuße so unsäglich stolz ist.

In einer der Hauptstraßen, dem Steindamm, hielt der Wagen vor einem eleganten Hause. Der Portier öffnete die Thür, Thekla schritt eine mit Teppichen belegte Marmortreppe hinauf; ein raffinierter Luxus trat ihr überall entgegen, Frau General von Nieben schien sehr reich zu sein. Ein Kammermädchen führte sie in ein allerliebste eingerichtetes Zimmer und bat, Toilette zu machen. Excellenz lasse in einer Stunde bitten. Thekla war schon längst bereit, als die Jofe wieder erschien, um sie zu der Herrin des Hauses zu führen. Ihr Herz klopfte bei diesem Gange, aber sie durchschritt muthig die lange Reihe luxuriös ausgestatteter Zimmer. In einem derselben, dessen Ameublement aus dunkelgrünem Sammet hergestellt war, sah eine Dame an einem Secretair mit schwarzen Marmorsäulen. Thekla blieb an der Thür stehen und verbeugte sich tief. Die Dame erhob sich. Es war eine große Frau von etwa fünfundsiebzig Jahren; tiefschwarzes Haar fiel auf eine schmale Stirn, in dem wachsblassen Gesicht glühten ein Paar dunkle Augen. Die Nase war etwas breit, die Augenbrauen zusammengewachsen, das ganze Antlitz trug kein deutsches Gepräge.

„Fräulein von Brandow?“ fragte sie mit eigenthümlich scharf klingendem Organ.

„Zu dienen, Excellenz“, war die in gemessenem Tone gegebene Antwort.

Die Generalin betrachtete sie einen Moment aufmerksam, dann reichte sie ihr die Hand. „Willkommen in meinem Hause, Fräulein. Sind Sie ermüdet von der Reise?“

„Ein wenig, Excellenz“, entgegnete Thekla.

„Nennen Sie mich nur Frau General. Zwischen uns ist der Titel Excellenz überflüssig; die galanten Herren wenden ihn an, und den Diensthofen ist er vorgeschrieben. Sie aber gelten als meine Hausgenossin. Wo liegt Rosen? Wie lange mußten Sie fahren?“

Alle diese Worte wurden mit einer gewissen Nervosität gesprochen.

„Ich komme aus Westpreußen“, gab Thekla ruhig zurück; „mein Heimathsdorf Rosen liegt an der Grenze von Pommern, und ich bin seit gestern Nachmittag ununterbrochen gefahren.“ „Das ist schrecklich“, sagte Frau von Nieben freundlich. „Man soll Ihnen zu essen bringen, und dann gehen Sie ruhig zu Bett, ich dispensire sie heute von allem. Nur möchte ich bitten, am Abend zu erscheinen. Acht Uhr ist früh genug. Es versammelt sich allabendlich ein Birkel meiner Bekannten um mich, wenn ich nicht ausgehe. Und dieser Birkel ist allmählich so groß geworden, daß er mich fast erdrückt. Ihre Aufgabe hier ist, mir diese gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erleichtern. Wir werden sehr gemüthlich zusammen leben. Auf Wiedersehen, Fräulein!“ Sie nickte ihr freundlich zu, und Thekla empfahl sich sehr erleichterten Herzens. Die Frau General blieb am Secretair stehen. Sie hatte die Arme übereinander geschlagen, ihr Haupt senkte sich, und in finstern Brüten preßte sie die Lippen aufeinander.

ander. Dann aber erhellte sich langsam das düstere Antlitz. „Es wird gehen“, murmelte sie. „Sie hat Ehit und ist vornehm. Sie wird repräsentiren können und mich von den vielen lästigen Menschen befreien, die mich aus Freundschaft noch umbringen.“ Sie schloß dann ein geheimes Fach ihres Schreibtisches auf und nahm daraus ein Herrenportrait. „Du und ich“, seufzte sie, „wir beide allein gehören zusammen. Deine große Seele liebt mich Welt und Menschen vergessen, aber weit, weit sind wir leider noch vom Ziele.“

Die Kammerjofe führte Thekla in ihr Zimmer zurück, und ein Diener servirte schnell ein reichliches Frühstück. Thekla betrachtete die Zimmer, die ihr zur Verfügung gestellt waren, das elegante Voudoir mit mattblauer Tapete, die Möbel von Ebenholz, der Bezug harmonisirte mit der Tapete; Bücherstempel und Schreibtisch fehlten nicht, und einige sehr schöne Kupferstiche in breitem Goldrahmen schmückten die Wände. Das Schlafzimmer war in entsprechender Weise fein und elegant möblirt, und Thekla empfand mit großer Dankbarkeit die Gewißheit, daß sie in diesem Hause als Dame von Stande aufgenommen und behandelt wurde. Dann folgte sie dem Rathe der Frau General und suchte ihr Lager auf. Uebermüdet, wie sie war, fiel sie bald in tiefen Schlummer; nur wie ein Schatten zog das Bild der geliebten Schwester, die nun so weit von ihr getrennt war, an ihrem Geiste vorüber.

Der Abend war bereits angebrochen, als sie erwachte. Gestärkt durch den süßen Schlaf, erhob sie sich schnell, machte Toilette und begab sich zur bestimmten Stunde in den Salon der Frau General. Diese musterte sie sehr befriedigt. Thekla sah ungemein gut aus in einem cremefarbenen Seidenkleide; weiße Theerosen in dem hellen Haar gaben ihrer Erscheinung etwas höchst Vornehmes, die hellen, braunen Augen blickten lebhaft umher, und der Fächer in ihrer Hand bewegte sich in graciösem Spiel.

Frau von Nieben in einer schwarzen Sammettoilette sah bei dem Schein der Gasstrahlen noch bleicher aus als am Tage. Sie sprach einige sehr freundliche Worte mit Thekla, dann wandte sie sich den ersten eintretenden Gästen zu, die sie ihrer Gesellschafterin vorstellte. Es waren meist Offiziere, Herren von der Artillerie, die älteren mit ihren Damen, zum Theil mit schon erwachsenen Töchtern, dann folgten noch ein kleiner, corpulenter Stabsarzt und einige unverheirathete Damen, die schon beträchtlich die Grenze der ersten Jugend überschritten hatten. Die Diener reichten Thee umher, man plauderte und lachte ungeniert. Im Nebenzimmer arrangirten die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft ein Tänzchen, denn ohne Tanz kann selbst der kleinste Birkel nicht bestehen. Es herrschte ein ungezwungener, freundlicher Ton überall; Thekla widmete sich einigen älteren Damen und hörte artig zu, wie ihr die Frau Oberstleutnant, eine entragirte Königsbergerin, die landschaftlichen Reize des Schloßtheaters schilderte. Die Frau General trat an Thekla heran. „Sie sind musikalisch, liebes Fräulein?“ fragte sie.

„Ich spiele Klavier“, entgegnete diese und erhob sich. Der kleine, dicke Stabsarzt, der durch seine Brillengläser hindurch

Thekla den ganzen Abend unverwandelt fixirt hatte, schoß bei diesen Worten auf sie zu und bot ihr den Arm, sie an das Instrument zu führen.

Thekla maß den Herrn mit etwas hochmüthigem Blicke; er schwappte unaufhörlich, bis der Flügel erreicht war.

Sie wählte ein brillantes Bravourstück und erregte durch ihren Vortrag allgemeines Aufsehen. Besonders der Doktor war ganz hingerissen.

„Süperb!“ rief er, „himmlisch, ich kann nicht Worte finden, mein Fräulein, um Ihnen auszudrücken, welchen unvergleichlichen Genuß ihr Spiel bereitet hat.“

„Sehr gütig“, entgegnete Thekla kühl; es klang fast wie Spott.

„Man sollte meinen, Sie fänden stets Worte, Doktor“, sagte einer der älteren Herren.

Dieser beachtete die gutmüthige Ironie nicht. „Singen Sie auch, Fräulein Brandow?“ fragte er eifrig weiter.

„Von Brandow!“ rief die scharfe Stimme der Frau General zu ihm herüber; „vergessen Sie das nicht, Doktor Krusting.“

Der Herr wurde etwas verlegen und stotterte eine Entschuldigung.

„Ich singe nicht“, kam ihm Thekla taktvoll zu Hilfe, und man hörte es dieser wie verschleiert klingenden Altstimme an, daß ihr helle, klare Töne versagt waren.

Der Doktor wollte in einen neuen Wortschwall ausbrechen, da theilte eine Dame den Kreis, der sich um Thekla gebildet hatte. Die Frau General folgte ihr. „Fräulein Froben“, sagte sie vorstellend, „eine unserer bedeutendsten Schriftstellerinnen.“

Thekla trat unwillkürlich einen Schritt zurück, denn die Dame flog mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. „Das Talent“, rief sie, „das Genie findet sich überall. Lassen Sie uns Freundinnen sein, wir müssen es werden, wir, die wir Künstlerinnen sind. Was haben Sie für ein herrliches Profil! Sie sollen in meinem nächsten Roman die Helbin sein. Haben Sie schon meine neueste Novelle gelesen? Nicht? Ich werde sie Ihnen zuschicken. Irmgard heißt die Helbin. Altdeutsch, nicht wahr? O, wir wollen viel plaudern, ich werde Ihnen alle meine neuen Romanentwürfe vorlesen. Das wird himmlisch, ganz himmlisch, sag' ich Ihnen.“

Die Aussicht auf alle diese Vorlesungen schien Thekla nun nicht gerade zu entzücken; zuerst war sie fassungslos dieser Sturmfluth von Worten gegenüber, dann zog ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie betrachtete nun die Romanchriftstellerin näher. Es war eine Dame in der zweiten Hälfte der Zwanzig, zart gebaut und sehr beweglich, mit einem farblosen Gesicht und einem Vorgnon vor den blauen Augen. Dann entgegnete sie mit der ihr zu Gebote stehenden vornehmen Reserve einige höfliche Worte. Fräulein Froben war aber dadurch merklich abgekühlt und wandte sich unwillig ab.

„Was für ein seltsames Frauenzimmer dieses Fräulein von Brandow“, flüsterte sie im reinsten ostpreussischen Dialekt ihrer Nachbarin zu; „nein, wahrhaftig, zu seltsam sage ich Ihnen.“

Die Frau General hatte amüsiert die Scene angesehen. „Gefällt Ihnen Fräulein Froben nicht?“ fragte sie, als sich spät in der Nacht die Gäste entfernt hatten.

„Sie ist noch schlimmer als der kleine dicke Stabsarzt“, entgegnete Thekla offen.

Frau von Rieben lachte. Sie lachte selten, aber es stand ihr gut. „Ich muß Ihnen gestehen, liebes Fräulein, daß ich mit Ihrem ersten Auftreten sehr zufrieden bin. Sie werden vollkommen die Ihnen zugebachte Stellung ausfüllen. Ich hatte vor Ihnen in kurzer Zeit zwei Damen, aber sie genügten mir in keiner Weise. Sie waren nicht im Stande, meine Gäste zu unterhalten; und ich mußte sie wieder fortschicken. Das wird mir Ihnen gegenüber nicht passiren, wir werden uns gut mit einander erleben, und ich hoffe, wenn Sie erst bekannt sind, werden Sie sich in meinem Hause ganz heimisch fühlen. Und nun gute Nacht!“ Sie grüßte freundlich und ging.

In den ersten Tagen kam ein Brief von Märchen. Sie war glücklich in Bonn angekommen und sehr freundlich empfangen worden. „Es ist hübsch bei Tante und Onkel“, schrieb sie, „und es geht mir sehr gut. Ihre eigene Tochter könnten sie nicht freundlicher behandeln. Ich mache mich nützlich, wo ich kann. Tante ist sehr kränklich, da helfe ich überall im Hauswesen und ich sehe, daß ihr meine Hilfe angenehm ist.“

„Das Kind wird ehrenvoll durch die Welt kommen“, dachte Thekla glücklich, als sie den Brief gelesen hatte, „sie ist noch so jung, und doch ist die Pflichterfüllung ihr das Wichtigste. So recht, mein Märchen“. Sie setzte sich, sobald sie eine Stunde Zeit fand, an den Schreibtisch und antwortete der Schwester in

einem zärtlichen, ausführlichen Brief. Sie schrieb von Allem, was sie erlebt hatte, und freute sich schon im Voraus auf die Antwort. Als sie den Brief beendet hatte, dachte sie unwillkürlich an Frau von Rieben. Die Dame war schon seit mehreren Jahren Wittwe; Kinder hatte sie nie gehabt. Ihr Gemahl mußte bejährt gewesen sein. Die verschiedenen Portraits des verstorbenen Generals zeigten stets einen alten Herrn mit weißen Haaren. Eigentlich war Frau von Rieben noch zu jung, und mancher der älteren, unverheiratheten Offiziere, die in ihren Abendgesellschaften verkehrten, hätte sie gern gehehlicht, denn die Generalin war reich und eine sehr gute Parthie. Trotzdem fehlte es ihr, wie Thekla verwundert bemerkte, an bestimmten Verehrern, und die Herren allesamt wurden von ihr so gleichgültig behandelt, daß keiner von ihnen daran denken konnte, ihre Hand zu gewinnen.

Eines Abends, als wieder ein größerer Birtel sich bei Frau von Rieben versammelt hatte, öffnete sich noch spät die Thür, und herein trat ein hochgewachsener sehr stattlicher Artillerie-offizier, den Thekla bis dahin noch nie gesehen, obwohl er demselben Regiment angehörte, wie die andern Offiziere. Frau von Rieben trat rasch auf ihn zu und bot ihm freundlich die Hand, die er küßte. Ein leises Flüstern ging durch die Gesellschaft. „Herr Oberleutnant von Palmer“, stellte die Dame des Hauses ihn Thekla vor, und der Offizier verbeugte sich. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit so hellblondem Haar und Bart, daß es wie weiß erschien, und sein Aeußeres bildete einen großen Contrast mit der tiefbrünetten Frau von Rieben. Er hatte etwas sehr Ernstes in seinem Wesen, und seine hellen, blauen Augen hefteten sich prüfend auf Thekla.

Der kleine Doktor fuhr wie eine Rakete auf ihn zu. „Schon zurück von der Kriegsakademie, Herr Kamerad? Was? Haben doch in Berlin gewiß das Heimweh nach unsern gemüthlichen Abenden gehabt?“ Dabei klopfte er dem Angeredeten vertraulich auf die Schulter.

„Ich war mehrere Monate von Königsberg abkommandirt, mein gnädiges Fräulein“, wandte sich der Offizier, den Doktor ignorirend, direct an Thekla, „sonst wäre mir das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, früher zu Theil geworden, da ich mit Erlaubniß unserer Frau Wirthin in diesem Hause verkehren darf!“

„Gahn im Korb“, lüchelte der Doktor, ehe Thekla antworten konnte. Ein unwilliger Blick aus den hellen Augen des Offiziers traf ihn; aber ohne aus der Fassung zu gerathen, fuhr der Doktor unermülich schwagend fort: „Sie haben viel versäumt, Herr Kamerad. Ah! ich sage Ihnen, sehr viel! Fräulein von Brandows musikalische Vorträge sind ein Genuß, kostbar.“

„Sind Sie eigentlich musikalisch, Herr Doktor, daß Sie meine Leistungen so gütig beurtheilen?“ fragte Thekla, indem sie in ihren Notizen blätterte. Die Frage war ein wenig boshaft, denn die ganze Gesellschaft wußte, daß der Doktor keine Choralmelodie von einer Beethovenschen Sonate unterscheiden konnte, und daß ihm bei der ganzen Kunst der Tact der Tänze das einzig Verständliche war.

Herr von Palmer lächelte ein wenig. Der Stabsarzt blieb für den Augenblick die Antwort schuldig, aber als Thekla am Flügel Platz nahm, postirte er sich hinter ihren Stuhl und wollte die Notenblätter umwenden. Ein eigenthümlicher Zug in dem Gesicht der Dame hätte ihn von diesem Vorgehen abhalten sollen; durchdrungen aber von seinem Werth als unverheiratheter Herr, schlug er, der keine Note kannte, muthig das Blatt um. Thekla ließ in einer brillanten Etüde plötzlich die Hände sinken und sah gelangweilt vor sich nieder.

Die Gesellschaft drängte sich erschrocken um sie. „Warum hören Sie auf zu spielen?“ fragte man theilnehmend, „sind Sie unwohl?“

„Keineswegs“, war die ruhige Antwort, „aber ich kann das Stück nicht auswendig, und da Herr Doktor Krusting das Blatt umschlug, ehe die Seite abgespielt war, dachte ich, er wünschte mein Spiel abzukürzen.“

Dem Doktor stieg die Röthe der Beschämung in die Stirn; er schlich sich für den Rest des Abends davon.

„Sie verstehen es, sich zu rächen“, sagte Herr von Palmer; „brauchen Sie stets so scharfe Waffen, gnädiges Fräulein?“

„Waffen?“ fragte Thekla verwundert, „ich habe nicht die geringste Ursache, Herrn Doktor Krusting verletzen zu wollen, aber er war beim Spiel sehr störend, deshalb verfiel ich auf dies Mittel, ihn zu entfernen.“

„Sie werden ihn sich zu einem unverföhllichen Feinde machen. Diese Niederlage, die Sie ihm vor der ganzen Gesellschaft bereiteten, ist empfindlich, das vergißt er nicht.“

(Fortsetzung folgt.)



Etwas über Hautpflege.

Die Haut ist das wichtigste und umfangreichste Organ des menschlichen Körpers. Sie bildet in verschiedenen Farben den äußeren Ueberzug, die Decke der Tier- und Menschenkörper. Bei dem Menschen ist die sogenannte Oberhaut mit sehr feinen Riefungen, mit den „Poren“, übersät. Dieselben sind die Pflanz- und Pflegstätten für Haarwurzeln, für die größeren oder kleineren, oft kaum sichtbaren Haare, die den menschlichen Körper bedecken, sind die Ausgangspforten für den Schweiß und dienen außerdem noch zur Resorption, zur Wiederaufsaugung von Luft und wässerigen Flüssigkeiten. Durch diese unzähligen Kanäle strömt der Körper in Dampf- und wässriger Gestalt die Stoffe aus, die verbraucht, ihm für den Augenblick unnötig sind. Die Poren aber werden durch Schweiß und Staub, durch die Reibung der wollenen und leinenen Bekleidung sehr leicht verstopft, wodurch natürlich die für die Gesundheit so sehr förderliche Ausdünstung, eben so der Luftzugang unterbrochen wird. Eine anhaltende Störung dieser Prozesse erzeugt Hautausschläge und andere, selbst bedenkliche, Krankheiten. Zwischen dieser weichen und geschmeidigen Oberhaut und der eigentlichen Haut liegt das Malpighische Schleimnetz, welches die Oberhaut geschmeidig erhält. Durch genaue, mikroskopische Untersuchungen ist festgestellt, daß die Oberhaut des Menschen der Haut eines kleinen, zartgeschuppten Fisches gleicht. Wir sind also, worüber mancher erschrecken mag, vom Scheitel bis zum Fuß mit einem Schuppenpanzer überzogen. Diese Schuppen aber sind so klein, daß man mit einem Sandkorn 200 bis 250 derselben bedecken kann. Die Poren aber sind noch 500 mal kleiner. In vielen Krankheiten, bei den Masern, beim Scharlach können sich übrigens sorgsame Mütter von der Wahrheit der geschuppten Haut, auch ohne Vergrößerungsglas, persönlich überzeugen, denn, wenn die Heilung naht, findet eine Abhäutung statt, durch die sich gar oft förmlich sichtbare schuppenartige Hautsplitter vom Körper ablösen.

Je älter der Mensch wird, je weniger liebt er Luft und Wasser, je unbehaglicher werden ihm kalte Abreibungen und Bäder. Die Folgen solcher stereotypen Entwöhnung vom Wasser bleiben nicht aus. Der klebrige Schweiß überzieht den ganzen Körper mit einem förmlichen Film, mit einer Art Stuck. Mit dem Messer, mit den Nägeln kann man diesen festen, schinnigen Ueberzug von der Oberhaut abschaben. Daß eine solche Vernachlässigung der Haut die Brutstätte von Ausschlägen, von Wicht und Nervenleiden wird, braucht nicht erwähnt zu werden. Alle Hautkrankheiten, alle ansteckenden Krankheiten halten deshalb in schmutzigen, überfüllten, der Luft und dem Wasser wenig zugänglichen Wohnungen armer Leute die reichste Ernte.



Warnungen vor Mißbrauch des Cocains.

Die Cocainsucht ist in allen Ländern der Morphinumsucht in bedrohlichem Grade an die Seite getreten. Aus Indien kommt die Nachricht, daß die Cocainsucht unter den dortigen Einwohnern einen besorgniserregenden Umfang angenommen hat, so daß Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung dringend verlangt werden. Durch Vermittelung des größten Drogengeschäfts in Bombay ist festgestellt worden, daß in jeder Woche von dort für 50 000 Rupien Cocain zum Vertrieb gelangt. Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, Stücke der Arefamuz zu kauen, die sie zuvor mit aromatischen Stoffen versetzt haben. Daher rührt die in Indien oft beobachtete Rotfärbung der Zähne, der Lippen und des Speichels. Neuerdings wird nun das Cocain zur Tränkung dieses Genußmittels benutzt und die Eingeborenen sind viel-

fach schon zu Sklaven des Giftes geworden. Da die indischen Eingeborenen schon überaus schwer zu behandeln sind, so kann die Verbreitung des Cocainmißbrauchs geradezu gefährliche Folgen haben, noch schlimmere als die Morphinumsucht und das Opiumrauchen. Einhalt kann diesem Unwesen nur durch eine schwere Steuer auf die Einfuhr von Cocain getan werden, zumal der Cocainhandel schon in die Bazar der eingeborenen Kaufleute eingedrungen ist. Auch unter den Negern der Vereinigten Staaten hat übrigens die Cocainsucht eine gefährliche Ausdehnung angenommen, befördert durch die oft ganz übertriebenen Ansprüche, die an die Arbeitsleistung der Neger gemacht werden, sodaß sie die geforderten Leistungen nur erfüllen können, wenn sie sich eines künstlichen Reizmittels bedienen. Die Zunahme des Trunks unter den Negern ist unzweifelhaft zu großem Teil auf Rechnung des Cocain zu schreiben.



Die Sehkraft unserer Augen.

Neuere Untersuchungen eines deutschen Arztes haben gezeigt, daß nur eine Person unter fünfzehn, wirklich gute Augen hat und daß in sieben Fällen unter zehn ein Auge, gewöhnlich das rechte, besser ist, als das andere. Genau wie verschiedene Leute rechts- und linkshändig sind, kann man auch sagen, daß sie „rechts- oder linksichtig“ sind, d. h. obwohl sie scheinbar mit beiden Augen sehen, gebrauchen sie in der Tat nur eines davon, und von je zwanzig daraufhin untersuchten Personen erwiesen sich bloß zwei als linksichtig. Die Ursache des besseren Sehvermögens, das also dem rechten Auge zukommt, ist nicht leicht nachzuweisen, man darf aber wohl annehmen, daß die häufigere Inanspruchnahme der rechten Körperseite im allgemeinen — was einer Naturabsicht zu entsprechen scheint — etwas damit zu tun hat. Beim Gebrauch von Waffen z. B. nimmt man von altersher eine Stellung ein, in der die rechte Hand und die rechte Seite meistens geübt werden, und das äußert zweifellos auch eine gewisse Wirkung auf das rechte Auge. Waffenschmiede stellen jetzt stets Schußwaffen für das rechte und solche für das linke Auge her.



Verdaulichkeit der Nahrungsmittel.

a) Leicht zu verdauen:

Fische: Karpfen, Forelle, Seesunge, Weißfisch.
Fleisch: Rind-, Kalb-, Hammel- und Lammfleisch.
Wild: Fasan, Rebhuhn, Haselhuhn, Krametsvogel, Wachtel.
Geflügel: junge Taube, junges Huhn, Truthahn, Henne, Kapaun.
Gemüse: Spinat, Sauerampfer, grüne Erbsen, Spargel, junge Möhren, junge Bohnen, Endiwie.
Früchte: Apfel, Birne, Pflaume, Erdbeere, Aprikose, Himbeere, Weintraube, Sauerkirsche, Johannisbeere, gedörrte Pflaumen, Orange.
Diverse: weiche Eier, Milch, Zunge, gebratenes Fleisch, Fleischragout, Schmorfleisch, gedämpftes Fleisch, Kompott, leichte Chokolade, Marmelade, durchgeschlagenes Gemüse, feiner Gries, Reis, Weizen- oder feines Roggenmehl.

b) Schwer zu verdauen:

Fische: Aal, Stör, Lachs, Steinbutte, Hecht, Schleie, Barbe, Makrele, Kabeljau, Hering, Sardine.
Fleisch: Schweinefleisch, gekochtes Rindfleisch, Spanferkel.
Wild: Damhirsch, Wildschwein, Gase, Rehbock.
Geflügel: alte Taube, Gans, Ente, Truthenne, Hahn.
Gemüse: Radieschen, Salat, Kohl, Zwiebel, Sellerie, Runkelrübe, Kresse, gelbe Rübe, Mohrrübe.
Früchte: Pflaume, Maulbeere, Kirsche, Mispel, Melone, Kürbis, Nuss, Quitten, Feige, Datteln.
Diverse: Leber, Fett, Mark, Blut, Herz, Sehnen, Knorpel, Eingeweide, harte Eier, ausgekochtes oder fettes Fleisch, Pöckelfleisch, Rauchfleisch, Schinken, Blutwurst, gebackener Fisch, alter Käse, Schwarzbrot, Pastete, Kartoffel, Hirse, Mais, Erbsen, Linsen, Kastanien, Gerste, grobes Roggenmehl.



Eine wirkfame Kur.

Ein reicher Herr in Holland verzog und verhätschelte seine Tochter mit abgöttischer Liebe. Alles, was Europa und Indien an Pracht, Schmuck und Reichtum zu bieten vermochte, wurde dem jungen Mädchen zur Verfügung gestellt. Nichts aber erfreute sie. Unter all den Prachtgewächsen und Blüten, mit denen ihr Zimmer geschmückt war, saß des reichen Mannes einziges Kind, sie selbst eine welke hinsiechende Blume. Sie fürchtete jeden Lufthauch, man ließ sie nicht ausgehen, höchstens wurde bei Mittagssonnenschein in geschlossenem Wagen ein wenig ausgefahren. So siechte das zarte Fräulein dahin. Kein Arzt konnte helfen, das Kind selbst dachte ans Sterben, und doch graute ihr vor dem Tode.

Endlich entschloß sich der Vater, der mit unsagbarer Liebe an seinem Kinde hing, einen Arzt zu Rate zu ziehen, der seine Tätigkeit zwar nur den Armen widmete, über dessen Kuren aber wunderliche Gerüchte im Kurse waren. Doch der reiche Mann überwand jedes Vorurteil und ließ den Arzndoktor zu seinem Kinde bitten. Der Arzt untersuchte die Kranke eingehend, und als ihn der Vater fragte: „Können Sie mein Kind retten?“ antwortete er zuversichtlich: „Wenn Sie meinen Anordnungen gehorchen wollen, so hoffe ich mit Gottes Hilfe das Fräulein gesund zu machen. Besorgen Sie zunächst schlichte Kleider für Ihre Tochter, wie sie einfache Leute tragen, ich will mit ihr ausgehen.“

Der reiche Vater wußte nicht, was er zu dieser sonderbaren Verordnung sagen sollte, doch — er gehorchte. Am nächsten Morgen ging die Kranke, in einfache Kleider gehüllt, am Arme des Arztes aus, und dieser sagte zu ihr: „Wir gehen nicht weit.“ Sie bogen um die nächste Straßenecke, traten in ein Haus, dann die Treppen hinauf bis unter das Dach in ein Zimmer, in welchem Armut und Krankheit heimisch waren. Die Mutter, eine Witwe, lag schwer darnieder, blasse hungernde Kinder umstanden das ärmliche Lager. Hier galt es zu helfen. Der Arzt tat es, er verordnete, tröstete und gab aus der eigenen Tasche. Das reiche und doch so kranke Mädchen hatte nie Ähnliches gesehen, ihr ging das Herz auf. Ihre Augen glänzten und ein Anflug von Röte glitt über ihre Wangen, als sie dem Arzte zurief: „Die armen Leute! Da muß mein Vater helfen!“ Und der Doktor erwiderte ihr: „Er wird es tun, wenn Sie ihn bitten, versuchen Sie es nur!“

Und weiter ging es in eine zweite Wohnung des Elends; des Mädchens Herz schlug warm, sie fühlte keine Ermüdung, auch hier konnte und mußte geholfen werden. Als der Arzt dem reichen Manne sein krankes Kind zurückbrachte, und dieser sie mit Fragen nach ihrem Befinden beströmte, hörte sie garnicht darauf, sie hatte sich selbst ganz vergessen und bat nur eindringlich: „Ich habe so große Not gesehen, bester Vater, da müssen wir helfen!“ Doch beglückt über die Zeichen zurückkehrender Lebensfrische bei seiner Tochter, griff der Vater gern in die Tasche, und der Arzt gab den Rat: „Aber Sie müssen's den Armen selbst hinbringen, und nie zuviel auf einmal, sondern recht oft nachsehen, wenn es fehlt.“ Und so geschah es. Der Kranken war eine warme Teilnahme außer der eigenen Gesundheit gegeben; das wirkte belebend. Der Doktor führte sie auch auf anderen Wegen und sogar bei jedem Wetter. Bald war die Scheu vor Luftzug, Wind und Wetter gebrochen. Auch die ärztliche Hilfe im eigentlichen Sinne schlug an, in Wahrheit aber war das einfache Kleid für die Kranke der Rod der Genesung geworden.

So ward das kranke Fräulein zuerst eine Krankenpflegerin und dann eine fleißige Hausfrau, die ihr Leben lang mit Freuden die engen Treppen der Hinterhäuser hinaufstieg, die Stuben der Armen zu besuchen; „denn“, sagte sie, „dorthin muß ich mein Dankopfer tragen, dort bin ich gesund geworden. Das war der Segen dienender Liebe.“

Loße Blätter.

Kunstliebe bei den alten Griechen.

Als Demetrius Poliorketes Rhodos belagerte, griff er die Stadt nur deshalb nicht an ihrer schwächsten Stelle an, weil sich dort das von Protogenes gemalte ausgezeichnete Bild des Stadtheros Japhos befand, das er keiner Gefahr aussetzen wollte.

Ein Wunder.

Lord Wolseley, der eine Zeit lang die englischen Truppen im Sudanriege befehligte, erzählte einst folgende Anekdote: Einer seiner Offiziere, welcher zufällig ein Glasauge hatte, unterhielt sich eines Tages mit einem Gefangenen, einem glühenden Anhänger des Mahdi. „Weshalb glaubst du an den Mahdi?“ fragte der Offizier. — „Ich glaube an ihn“, antwortete der Mann, „weil er Wunder tun kann.“ Sogleich nahm der Offizier sein Glasauge heraus, warf es in die Luft, fing es wieder auf und tat es an seinen alten Platz. „Kann das der Mahdi auch?“ fragte er. Der Gefangene erblaßte, zitterte und war keiner Antwort fähig.

Erdbeben der Vorzeit.

Die merkwürdigsten Erdbeben der alten Zeit findet man von Plinius beschrieben: Unter die ausgedehntesten und zerstörendsten gehört dasjenige, welches im 17. Jahre der christlichen Zeitrechnung in Klein-Asien dreizehn große Städte in einer Nacht völlig verwüstete und eine Erdmasse von wenigstens hundert Meilen im Durchmesser in Bewegung setzte. Ein anderes, welches darauf folgte, erschütterte den größten Teil Italiens. — Doch das außerordentlichste, von dem er berichtet, ereignete sich unter dem Konsulate des Lucius Marcus und Sertius Julius, in der römischen Provinz Mutina. Plinius erzählt, daß zwei Berge einen so schrecklichen Stoß empfanden, daß sie sich mit einem furchtbaren Getöse zu nähern und wieder von einander zu gehen schienen. Zu gleicher Zeit warfen sie mitten am Tage, zum größten Schrecken der erstaunten Zuschauer, Feuer und Rauch aus. Durch diesen Erdstoß wurden mehrere Städte zerstört und alles Lebendige in ihrer Umgegend getötet. Unter Trojans Regierung wurde die Stadt Antiochia, samt einer großen Strecke der benachbarten Gegend, durch ein Erdbeben heimgesucht; gegen 300 Jahre später wurde sie, unter der Regierung des Kaisers Justinian, wieder durch ein Erdbeben verwüstet und verlor dabei 40 000 ihrer Einwohner. Endlich wurde, nach einem Zeitraum von 60 Jahren, diese unglückliche Stadt zum dritten Male durch ein Erdbeben verheert, mit einem Verlust von 60 000 Seelen.

Bauernschlauheit.

Der Khalif Mahadi wurde von zwei Leidenschaftlichen, der Jagd und dem Trunke, beherrscht. Als er sich einstmals bei Verfolgung eines Hirsches verirrt hatte, kam er zu einer Bauernhütte. Die Hitze war groß; er forderte einen Trunk frischen Wassers. Nachdem er den ersten Becher geleert hatte, fragte er den Bauer, mit wem er wohl zu sprechen meine. — „Das kann ich nicht wissen“, versetzte der Bauer. — „Ich bin einer aus dem Gefolge des Khalifen“, sagte Mahadi. — „Das kann wohl sein!“ antwortete der Bauer, „so habt Ihr es besser als ich.“ — Der Khalif ließ sich den zweiten Becher geben, und wiederholte die vorige Frage. — „Ihr habt mir ja schon gesagt“, erwiderte der Bauer, „daß Ihr aus dem Gefolge des Khalifen seid.“ — „Ich bin noch mehr, ich bin der Großvezier.“ — Der Bauer sah ihn verwundert an, ohne ihm jedoch mehr oder weniger Ehrfurcht zu erweisen. — Der Khalif ließ sich den dritten Becher geben, und fragte abermals, wofür er ihn halte. — „Unmöglich ist es nicht“, antwortete dieser, „daß Ihr der Großvezier seid.“ — „Ich bin noch mehr, ich bin der Khalif selbst!“ — Der Bauer nahm ganz kaltblütig seinen Krug und Becher und kehrte dem Trinker den Rücken zu, um nach seiner Hütte zu gehen. — „Wo willst du hin?“ — „Die Gefäße wegzutragen; denn“ — setzte der Bauer hinzu — „Khalif seid Ihr schon; wenn ich Euch noch mehr einschenke, so würdet Ihr Euch zum Mohammed oder gar zu einem Gott trinken.“ — Diese naive Antwort gefiel dem Mahadi so sehr, daß er den Bauer reichlich belohnte.